

Schweizer Fechter sorgen für Aufruhr

An den U-23-EM in Estland sendet das Degen-Quartett eine politische Botschaft gegen Israels Politik – die Reaktionen sind heftig

NADINE A. BRÜGGER, MARCO ACKERMANN

«Schande über die Schweizer Mannschaft für ihr respektloses Verhalten», schreibt der israelische Aussenminister Gideon Saar erbost auf X. Weiter massregelt er die jungen Schweizer Degenfechter: «Ihr wisst nicht, wie man verliert, und habt euch auf eine Weise verhalten, die euch selbst und euer Land blamiert.»

An den U-23-Europameisterschaften in Estland hatten die Schweizer Fechter im Final 34:45 gegen Israel verloren. Als an der Siegerehrung die israelische Nationalhymne erklang, drehten sich die Israeli und die drittplatzierten Italiener auf dem Podest respektvoll in Richtung Flaggen. Die vier Schweizer Ian Hauri, Théo Brochard, Jonathan Fuhrmann und Sven Vineis dagegen blieben stehen und wandten ihre Gesichter demonstrativ nicht der israelischen Fahne zu.

Der israelische Trainer Alexander Ivanov sagte dem Nachrichtenportal Ynet, er bedauere sehr, dass die Schweizer einen «Moment des sportlichen Triumphs zu einer Plattform für politische Feindseligkeiten» hätten werden lassen. Der Europäische Fechtverband hat unterdessen eine Verwarnung gegenüber den vier Schweizern ausgesprochen. Sie ist allerdings symbolischer Natur und dürfte für das Quartett keine sportlichen Konsequenzen nach sich ziehen. Einerseits, weil es kein Reglement gibt, das von den Athleten fordert, sich während der Nationalhymne der Fahne der Sieger zuzuwenden. Andererseits, so erklärt es Max Heinzer, der Präsident des Schweizer Fechtverbands Swiss Fencing, «weil die Athleten sich ausser während dieser zwanzig Sekunden auf dem Podest vorbildlich verhalten haben». Das habe auch der Supervisor des Wettkampfs so festgehalten.

Entschuldigung auf dem Podest

Trotzdem gab es harsche Reaktionen auf die Aktion der Schweizer Fechter – nicht nur aus Israel. Die Aargauer Mitterständlerin Marianne Binder-Keller empfahl dem Verband Swiss Fencing auf X, er solle «seine Jungs in die Geschichtsnachhilfe schicken».

Der Verbandspräsident Heinzer nahm am Sonntagmittag gegenüber der NZZ Stellung. Er sagte: «Die vier jun-



Während die Erst- und die Drittplatzierten sich der israelischen Fahne zuwenden, blickt das Schweizer Team geradeaus. PD

gen Menschen sind am Sonntag in Zürich gelandet – und am Boden zerstört wegen des Aufruhrs, den sie verursacht haben.» Er habe mit dem Teamleader Ian Hauri gesprochen. Die vier hätten ihren Protest gegen den Krieg in Nahost, gegen die schlimmen Bilder, die sie täglich zu sehen bekämen, ausdrücken wollen. «Sie dachten wohl, sie täten etwas Gutes. Sie wollten sich ganz sicher nicht antisemitisch äussern. Es ging ihnen nicht um eine Kritik an den Menschen, sondern an der Politik Israels.»

Hauri habe ihm am Telefon auch gesagt, so Heinzer, dass er und seine Teammitglieder sich bereits auf dem Podest bei den Israeli dafür entschuldigt hätten, sich nicht der israelischen Flagge zugewandt zu haben. Es sei also kein Statement gegen diese Sportler gewesen. Nach der Siegerehrung habe man sich umarmt. «Erst als der israelische

Aussenminister das Bild der Siegerehrung auf X postete, ist das explodiert», sagte Heinzer, der wegen der Causa auch von der Schweizer Botschaft in Israel kontaktiert wurde. Swiss Fencing habe sich umgehend bei seinem israelischen Pendant und beim israelischen Aussenminister entschuldigt und sich vom Verhalten seiner Athleten distanziert.

Für Heinzer steht fest, dass das Vorgehen des U-23-Teams falsch war. «Ich habe als Sportler gelernt, dass Siegerehrungen kein Ort für politischen Aktivismus sind», sagt Heinzer. Man dürfe aber auch nicht vergessen, dass es sich bei den vier Athleten um sehr junge Männer mit wenig Lebenserfahrung handle. U-23-EM im Fechten finden in der Regel in völliger Anonymität statt, abseits der grossen Nachrichtenströme. Die vier Schweizer dürf-

ten deshalb überrumpelt sein von der Publizität, die sie nun auf unliebsame Weise erfahren.

Bitterer Vorfall für Heinzer

Der Verbandspräsident Heinzer sagt: «Wir hatten die erfolgreichsten U-23-EM überhaupt. Das hätten wir eigentlich feiern wollen. Nun sehen unsere nächsten Tage etwas anders aus. Wir werden mit den Athleten an einen Tisch sitzen und viel besprechen müssen.» Swiss Fencing schloss die U-23-EM in Tallinn mit drei Medaillen ab. Im Degen-Einzel waren sich sogar zwei Schweizer im Final gegenübergestanden; in diesem Duell um Gold setzte sich Ian Hauri mit 15:13 gegen seinen Teamkollegen Sven Vineis durch.

Für Max Heinzer ist der Vorfall besonders bitter, weil sein Job ohnehin schon

anspruchsvoll genug ist. Er wollte Swiss Fencing vor allem Beruhigung bringen und im Verband Aufbruchstimmung erzeugen. Als er sich im vergangenen Frühling für den Chefposten zur Verfügung stellte und die Kampfwahl gegen den damaligen Amtsinhaber gewann, trat er an die Spitze einer Organisation, die über einen langen Zeitraum von Misstönen und Turbulenzen begleitet war. Immer wieder war von Streitereien oder Verwerfungen zu hören. Gewisse Lager standen sich fast schon feindselig gegenüber, was auch den sportlichen Erfolg zu gefährden schien.

Die letzten Olympischen Sommerspiele verliefen für Swiss Fencing ent-

«Wir hatten die erfolgreichsten U-23-EM überhaupt. Das hätten wir feiern wollen. Nun sehen unsere nächsten Tage etwas anders aus.»

Max Heinzer
Präsident Swiss Fencing

täuschend; 2024 in Paris gab es in keinem einzigen Gefecht einen Sieg. Danach kam es im Nationalkader zu einem personellen Umbruch, im Zuge dessen auch Heinzer seine Karriere als Spitzensportler beendete. Der Innerschweizer hatte im Einzel zehn Weltcup-Turniere gewonnen sowie mit der Mannschaft WM- und EM-Titel. Mit Heinzer als oberstem Funktionär schien es bei Swiss Fencing wieder aufwärtszugehen.

Für einen der Lichtblicke sorgte vergangenes Jahr Ian Hauri, also just einer jener Fechter, die nun in die Schlagzeilen geraten sind. Der 22-jährige Genfer errang an den Heim-Europameisterschaften in Basel überraschend Bronze im Einzel bei der Elite. Das mag bei Swiss Fencing die Hoffnung nähren, dass Hauri und Co. künftig wieder auf andere Art auf sich aufmerksam machen werden.

Abschaffung des Amateurstatuts begünstigt das Chaos

Im amerikanischen Universitätssport können junge Basketballer nun Millionen verdienen

JÜRGEN KALWA, NEW YORK

Es gibt nur wenige Sportler aus dem abgelegenen Landstrich hoch im Nordosten der USA, die sich in die beste Basketballliga der Welt hocharbeiten können. Und deren Namen kennt man bestenfalls in ihrer Heimat. Maine ist zwar dreimal so gross wie die Schweiz, aber hat nur einen Siebentel ihrer Bevölkerung und verfügt nicht über die Infrastruktur, vielversprechende Talente zu fördern. So wäre wohl auch aus dem besten Nachwuchsspieler, den der Gliedstaat je hervorgebracht hat, kaum etwas geworden. Doch die ambitionierten Eltern von Cooper Flagg setzten 2022 alles auf eine Karte und zogen aus dem 3000-Einwohner-Nest Newport nach Orlando, Florida, wo es eines der besten Internate für junge Basketballer gibt.

Zwei Jahre später, nach dem Gewinn der US-Schulmeisterschaft, einem Gastspiel im amerikanischen Juniorennationalteam, der bestandenen Matura und dem Wechsel an die basketballverrückte Universität Duke in North Carolina, war klar, dass sich für die Familie der Aufwand gelohnt hatte. Obwohl gerade einmal 17 Jahre alt, war Cooper Flagg aufgrund seiner Fähigkeiten ein gemachter Mann. Die Werbeverträge, die sein Agent unter anderem mit einem namhaften Sportschuhhersteller eingefädelt hatte, brachten dem Teenager als Col-

lege-Spieler ein Bruttojahreseinkommen von knapp 5 Millionen Dollar ein. Genug, um die ganze Familie komfortabel zu ernähren.

Gesetzeswidriges Kartell

Flagg ist nicht der Erste, der in den letzten Jahren im College-Sport sein Können zu Geld machen konnte. Aber der erste Basketballer, der es sich bequem hätte leisten können, der NBA die kalte Schulter zu zeigen. Sonst hätte er im Februar wohl nicht verlauten lassen, er wolle in der nächsten Saison zurückkommen, zurück zu Duke, jenem Team, mit dem er kurz darauf im Kampf um die College-Meisterschaft im Halbfinal scheiterte.

Kürzlich änderte er allerdings seine Meinung und meldete sich zum Nachwuchs-Draft der Profiligen NBA an, bei dem Teams die Gelegenheit haben, ihre Kader mit aufstrebenden Talenten zu füllen. Kaum jemand zweifelt, dass Flagg dort als erster Spieler aus dem Topf der Aspiranten gezogen wird und bald in der NBA zum Zuge kommt. Dem vielseitigen weissen Basketballer wird eine Karriere vom Zuschnitt schwarzer Aushauspieler wie LeBron James oder Michael Jordan vorausgesagt.

Flagg lässt eine Welt hinter sich, in der selbst die Besten bis vor gar nicht langer Zeit gezwungen werden konnten, ausschliesslich für die Ehre der Bil-

dungseinrichtung zu spielen. Es gab zwar Stipendien, aber kein Honorar. Und auch nicht die Chance, Nebeneinkünfte zu erzielen. Obwohl die populären College-Sportarten Football und Basketball über Eintrittskarten, Fernsehlicenzen und Merchandising Milliarden generieren, mussten die Sportler ein uraltes Amateurreglement akzeptieren.

Das Reglement wurde bereits vor zehn Jahren höchstrichterlich als gesetzeswidriges Kartell gekippt, was der Zielgruppe von rund 100 000 Studenten an mehr als 250 Hochschulen den Weg öffnete, sich und etwaige Werbepartner mithilfe von Plattformen in den sozialen Netzwerken wie Instagram, Youtube oder Tiktok zu inszenieren. Die Bildungseinrichtungen zahlen den sogenannten «student athletes» aufgrund der gegenwärtigen Regeln noch immer keine Vergütung. Für die finanzielle Entlohnung sorgen im Hintergrund reiche und einflussreiche Fans – meistens Absolventen der jeweiligen Universität –, die die Sportler mit üppigen Offerten ködern.

Aber nicht nur deshalb hat die Gemengelage etwas von einem Tollhaus. «Es wirkt chaotisch», meint Victor Matheson, Wirtschaftswissenschaftler und Professor an der Universität Holy Cross in Worcester, Massachusetts, und Experte in Sachen Sport. Weil jeder, der woanders mehr Geld herausholen will,

einmal im Jahr die Bildungseinrichtung verlassen und woanders unterkommen kann. Es ist im Kontrast zu den amerikanischen Profiligen ein Betrieb ohne ordnende Hand und ohne Transparenz – was sich vielleicht schon bald ändert. «Ab dem nächsten Jahr werden Universitäten direkt Studenten entlohnen können», sagt Matheson, «spätestens in zehn Jahren wird das wie ein ganz normaler Arbeitsmarkt aussehen.»

Trainer verlieren an Macht

Doch bis dahin wird die Verunsicherung zunehmen. Vor allem unter den Trainern. Die besaßen unter den alten Regeln enorme Autorität und nutzten dies, um ihre Saläre auf bis zu zehn Millionen Dollar pro Jahr hochzupushen. Heutzutage müssen Männer wie Dan Hurley erkennen, wie machtlos sie sind. Der Trainer der Universität Connecticut hatte sein Team 2023 und 2024 zum Meistertitel geführt, aber nach dem relativ frühen Ausscheiden in diesem Jahr verlor er auf einen Schlag die Hälfte seines Kaders. Die Abtrünnigen wussten, wie viel sie bei einem Wechsel der Universität verdienen könnten, wenn sie mit den Trainern ihres neuen Teams gesprochen hätten.

Die Lage wirkt noch unüberschaubarer, wenn man die Situation bei den Frauen einbezieht. Sie profitieren zwar

auch von den neuen Verhältnissen. Top-Sportlerinnen etwa kommen auf jährliche Einnahmen aus Werbeverträgen von bis zu 1,5 Millionen Dollar. Dafür mangelt es für sie im Kontrast zu Figuren wie Cooper Flagg, der im ersten Jahr in der NBA 16 Millionen Dollar verdienen wird, an einer attraktiven Perspektive im Profibereich.

Die Frauenliga WNBA ist kein Schlaffenland. Sie deckelt die Löhne streng und gibt selbst Publikumsmagneten wie Caitlin Clark nicht mehr als Almosen. Clark erzielte 2024 in ihrer ersten Profisaison bei Indiana Fever gemäss Berichten gerade einmal ein Prozent ihrer Einkünfte. Ob ein neuer Tarifvertrag, der Ende des Jahres ausgehandelt werden soll, an diesen Verhältnissen viel ändert, lässt sich zurzeit nicht abschätzen.

Immerhin haben Amerikas Profibasketballerinnen inzwischen für die Verhandlungen ein Pfand in der Tasche. Sie gleisten in diesem Frühjahr eine 3-gegen-3-Liga namens «Unrivaled» auf, sicherten sich einen mehrjährigen Fernsehvertrag und eine attraktive Finanzspritze von Investoren. So haben die Spielerinnen, die früher im Winter in Europa oder in Asien spielen mussten, um wirtschaftlich über die Runden zu kommen, nun zum ersten Mal eine Alternative. Die Löhne für die acht Wochen lange Saison liegen bei jeweils 220 000 Dollar brutto.